

Wo die Welt verwest

von Peter Brentwood

Leseprobe Kapitel 1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt und darf ohne Zustimmung des Autors nicht vervielfältigt, wieder verkauft oder weitergegeben werden. Alle Rechte vorbehalten.

Copyright © 2023 Peter Brentwood

Kapitel 1: Wo das Leben vergeht

Deena Porter-Shelton krallte ihre Hände in das Sitzpolster. Sie schaute durch das Beifahrerfenster. Felder und Gewächshäuser flogen an ihnen vorbei. Im Hintergrund war das chinesische Meer zu erkennen. Alan Porter, ihr Mann, drückte das Gaspedal durch und heizte den Leihwagen über den Binhai Highway in Richtung Osten.

»Fahr langsamer!«

»Wir müssen diesen Wagen loswerden«, drängte Alan. »Die nächste Stadt ist Dandong.«

»Dahinter liegt die Grenze nach Nordkorea!«

»Das weiß ich auch!«, entgegnete Alan genervt und konzentrierte sich, den Wagen in der Kurve zu halten. »Wir werden in Dandong untertauchen und uns nach Beijing durchschlagen. Dort suchen wir Schutz in der amerikanischen Botschaft.«

»Wie soll das gehen? Da sind wir mindestens zehn Stunden unterwegs! Wir stehen bestimmt schon auf der Fahndungsliste. Jeder Polizist in China ist hinter uns her. Uns erkennt jeder sofort.«

»Es gibt viele Amerikaner in China!«

»Aber wohl kaum ein Pärchen, wo die Frau schwarz ist, sechs statt der üblichen fünf Finger an jeder Hand hat, und ihr weißer Mann an einer Pigmentstörung leidet.«

Damit brachte Deena es auf den Punkt. Sie war erblich bedingt polydactyl. Alans Haut war käseweiß. Auch bei bewölktem Himmel musste er eine Sonnenbrille tragen. Gegensätze zogen sich bekanntlich an. Seit mehr als fünfundzwanzig Jahren waren sie ein Paar. Im Internat hatten sie sich ineinander verknallt.

»Unsere Tarnung als Wissenschaftler ist aufgefliegen«, fuhr Deena fort. »Wir gelten als amerikanische Spione. Weißt Du, was die mit uns machen? Aus der amerikanischen Botschaft werden sie uns nicht ausfliegen lassen.«

»Jetzt beruhige Dich!« Alan spürte, dass seine Frau nervlich am Ende war. »Ich muss mich auf die Straße konzentrieren. Ethan wird etwas einfallen. Er wird uns da raushauen! Shit!«

»Was ist?« Deena bemerkte, wie ihr Mann in den Rückspiegel starrte.

»Der Wagen hinter uns hat aufgeblendet!«

Deena drehte sich um. Der schwarze SUV fuhr dicht auf. Hinter der Windschutzscheibe konnte sie zwei Männer erkennen. »Und der Wagen dahinter ist vom gleichen Typ. Die gehören zusammen!«

»Versuche, Ethan zu erreichen. Er muss wissen, wo wir sind.«

Deena griff zum Satellitentelefon. Ihre Hände zitterten. Ethan Crawfords Nummer hatte sie eingespeichert. »Wir hätten niemals auf ihn hören sollen! Die Aktion war von vornherein zum Scheitern verurteilt.« In Ethans Büro bei der Homeland Security in Washington klingelte das Telefon. »Los, Du Idiot! Nimm endlich ab!« Deenas Stimme bebte.

Die Voicemail meldete sich. »Einstein hier! Nachricht nach dem Signalton!«

'Einstein!' Ethan Crawford benutzte den Spitznamen, den seine Mitschüler ihm im Internat verpasst hatten, als Deckname.

»Ethan!«, brüllte Deena ins Telefon. »Sie sind hinter uns her! Wir befinden uns auf der Küstenstraße bei Dandong kurz vor der Grenze nach Nordkorea. Alan versucht, die Verfolger abzuschütteln. Du hattest übrigens recht mit Deiner Vermutung. Hinter dem Denisova-Projekt verbirgt sich ...«

Weiter kam Deena nicht. Ein Knall! Ihr Fahrzeug kam ins Schleudern, nachdem sie über eine Nagelkette gefahren waren. Die Metallfelgen scheuerten über den Asphalt. Alan versuchte gegenzulenken. Der Wagen brach seitlich aus und rutschte schräg die Böschung hinunter. Als die Türen aufgerissen wurden, schauten Sie in die Mündungen von Maschinenpistolen.

Der Faustschlag saß! Blitzschnell hatte Georgina May mit der Rechten zugestoßen. Der Leberhaken mit der Linken folgte eine Sekunde später. Schützend hielt sie ihre Fäuste vor ihren Oberkörper, bereit, den Gegenangriff abzuwehren.

»Dich mach ich fertig!«, fauchte sie, während sie ihren Gegner fixierte.

Ihre schwarze Haut glänzte. Schweißperlen reflektierten das kalte Neonlicht. Georgina keuchte vor Anstrengung. Diesen Kampf durfte sie auf keinen Fall verlieren! Aber ihr Rivale war übermächtig und dessen war sie sich bewusst. Angriff! Die Flucht nach vorne! Ihr blieb keine andere Wahl, wollte sie das hier überleben! Sie mobilisierte ihre letzten Reserven, stieß einen animalischen Schrei aus, stürzte sich auf den Gegner und versetzte ihm, von unbändigem Hass getrieben, abwechselnd mit der Linken und der Rechten einen Schlag nach dem anderen.

Die Augen ihres Feindes waren bereits zugeschwollen, als Georgina einen kraftvollen Schlag von unten her gegen die Nase platzierte. Blut! Aus Mund, Nase und Augen quoll Blut und spritzte bei jedem ihrer unbarmherzigen Schläge in alle Richtungen des Raumes.

»Georgina!«

Den Ruf hörte sie nicht. Da der Gegner den Kopf überstreckt hielt, nahm sie sich den freiliegenden Kehlkopf vor.

»Ersticken sollst Du!«, brüllte Georgina, während sie mit einem Schlag den Knorpel zertrümmerte.

»Georgina!«

Sie versetzte dem ermatteten Gegner noch einen Tritt in die Magengegend, bevor sie sich umdrehte. Es dauerte einige Sekunden, ehe sie aus ihrer Trance in die Wirklichkeit zurückkatapultiert wurde. Vor ihr stand Marcy Pelletier, ihre Kollegin, im verschwitzten Sportdress.

»Georgina, das ist nichts weiter als ein seelenloser Sandsack!«

»Für mich nicht!«, schnaufte Georgina und zog die Boxhandschuhe aus.

»Gegen wen kämpfst Du?«

»Ich glaube, das weißt Du genau.«

»Ich bin fertig für heute!« Marcy atmete schwer und fuhr sich mit dem Handtuch über ihr schweißnasses Gesicht. »Ich geh schonmal duschen.«

»Ich komme mit«, keuchte Georgina und versetzte dem Sandsack einen letzten Schlag.

Die beiden nutzten die Trainingsmöglichkeiten in den Fitnessräumen der FBI-Zentrale in Quantico. Georgina May leitete als Special Agent ein Team in der Abteilung für Cybercrime, Agent Marcy Pelletier hatte ihre Ausbildung zur Datenanalystin abgeschlossen und war ihre tüchtigste Mitarbeiterin.

»Beeindruckend, wie viel Muskelmasse Du aufgebaut hast«, meinte Marcy anerkennend, als die beiden sich im Umkleideraum anzogen.

Im Vergleich zu Georgina May war die einen halben Kopf kleinere Marcy Pelletier das krasse Gegenteil. Neben der hochgewachsenen Schwarzen wirkte die quirlige Blonde schwächlich.

»An den meisten Fitnessgeräten ruinierst Du Dir nur die Gelenke«, meinte Georgina und schloss die Gürtelschnalle ihrer Hose.

»Du machst mir jedes Mal Angst, wenn ich sehe, wie Du auf den Sandsack eindrischst«, gab Marcy unumwunden zu.

»Ist für mich die beste Therapie«, entgegnete Georgina einsilbig und band ihre mehr als schulterlangen, zu kunstvollen Cornrows geflochtenen Haare mit einem Gummiband zu einem Pferdeschwanz.

»Entschuldigung, so habe ich das nicht gemeint«, beeilte sich Marcy, während sie ihre freche Undercut-Frisur mit etwas Gel aufpeppte und das Ergebnis im kleinen Spiegel ihres Umkleidespindes betrachtete.

»Schon gut! Jeder von uns bekämpft seine inneren Dämonen auf seine Weise. Ich muss Dir nicht erzählen, an wen ich denke, wenn ich auf diesen blöden Sandsack eindresche.« Georgina kramte in ihrer Sporttasche nach einer Tube mit einer Heilsalbe.

Marcy nickte, während sie sich eine Träne aus dem Augenwinkel wischte. Vor drei Jahren waren die beiden FBI-Agentinnen in die Fänge skrupelloser Verbrecher geraten. Dies hatte bei ihnen Spuren hinterlassen – physische wie psychische. Schon bei vorangegangenen Einsätzen vor sechs Jahren hatte Georgina eine schlecht verheilte Verletzung am Bein und einen Streifschuss am Arm abbekommen. Hinzugekommen waren Brandmale von ausgedrückten Zigaretten sowie vernarbte Striemen von Hieben und Schnitten verteilt über ihren ganzen Körper, die sie nach jedem Duschen mit einer Salbe behandeln musste. Sie verrenkte sich, um die Narben auf ihrem Rücken einzuschmieren. Darin hatte sie mittlerweile Übung. Marcy darum zu bitten, kam für sie nicht in Frage. Sie mochte ihre Mitarbeiterin, aber Berührungen durch andere Menschen konnte sie nicht ertragen. Marcy hatte sich die Narben der Schnittwunden auf ihrem Oberkörper weglassen lassen – mit nur teilweisem Erfolg, wie Georgina sehen konnte.

Sie schraubte die Tube zu, verrieb die Reste der Creme zwischen ihren Fingern und zog aus der Sporttasche ein frisches Shirt. Dabei fiel ihr Blick auf das darunterliegende Handy. Sie checkte die Anrufliste. Aluek Ayoya hatte dreimal angerufen. Dafür hatte sie jetzt keinen Nerv. Wichtiger erschien ihr der entgangene Anruf von Gideon Forester, ihrem Vorgesetzten.

»Oh oh! Gideon will mich sprechen«, meinte Georgina, zog sich das Shirt über und stopfte ihren verschwitzten Sportsuit in die Sporttasche. »Ich sollte mich beeilen. Wir sehen uns nachher im Büro.«

»Sie fliegen heute Abend nach Deutschland«, kam Gideon Forester gleich zur Sache, nachdem Georgina sein Büro betreten hatte. »Abflug Washington Dulles mit United Airlines kurz nach sechs, Landung in Frankfurt morgen früh um sieben. Die Kollegen vom Bundeskriminalamt werden Sie dort in Empfang nehmen.«

»Und worum geht es?«

»Das BKA hat eine Serverfarm ausfindig gemacht, über die Aktivitäten im Darknet laufen. Die Beweissicherung wird kompliziert. Man hat uns um Amtshilfe gebeten.«

Darknet! Dieses Wort ließ schreckliche Erinnerungen in Georgina wach werden. »Kann Marcy das nicht übernehmen? Sie ist die fähigste Mitarbeiterin in meinem Team.«

»Ms. Pelletier hat genug um die Ohren«, winkte Forester ab. »Sie wissen doch! Der Ukraine-Krieg und die Überwachung der Cyberaktivitäten unserer russisch-stämmigen Landsleute. Ferner haben die Kollegen ausdrücklich nach Ihnen verlangt.«

Georgina verdrehte die Augen. Ihre bisherigen Einsätze hatten ihr eine gewisse Bekanntheit eingebracht, auf die sie gerne verzichtet hätte.

»Dr. Wheeler berichtete mir, dass Sie Ihre Ängste und Traumata überwunden hätten«, legte Forester angesichts Georginas Reaktion nach.

»Na, wenn Dr. Wheeler das meint ...«, entgegnete Georgina patzig. Mit der Psychologin des FBI stand sie seit ihrer ersten Sitzung vor vier Jahren auf Kriegsfuß. »Übernächste Woche beginnt mein Seminar über die Gefahren künstlicher Intelligenz in Zusammenhang mit Cybercrime. Es haben sich schon zwanzig Studenten angemeldet!«

»Bis dahin sind Sie bestimmt wieder zurück«, zerstreute Forester auch dieses Argument. »Ferner haben Sie den gesamten Kurs auf unserem Server gepostet. Im vergangenen Jahr fanden alle Kurse in Quantico wegen der Pandemie nur so statt.«

»Das ist nicht dasselbe!«, entgegnete Georgina, obwohl sie wusste, dass Widerstand zwecklos war und Gegenargumente von ihrem Boss abprallten. »Kann ich vorher noch meine Sachen packen?«

Gideon Forester nickte wohlwollend. »Alle Unterlagen zu diesem Einsatz sind bereits online in Ihrem Postfach. Guten Flug!«

»Was wollte der Alte?« Marcy stand am Eingang zu Georginas Büro.

»Ich muss auf Dienstreise nach Deutschland«, seufzte Georgina.

»Wann?«

»Heute Abend geht's los. Das Bundeskriminalamt will eine Serverstation ausheben, über die Schweinereien im Darknet laufen. Ich lese mir gerade die Unterlagen durch.«

»Darknet! Doch nicht etwa die ...« Marcy hielt inne.

»Die Anthropophilen! Sprich es ruhig aus!« Georgina lehnte sich in ihrem Bürostuhl zurück. Die Anthropophilen – Leute, die Menschen liebten! Hinter dieser zynischen Bezeichnung verbarg sich ein Geheimbund superreicher Menschenverächter, die meinten, sich mit Geld alles kaufen zu können – auf Kosten anderer. Georgina und Marcy hatten hautnah miterleben müssen, wozu diese Ungeheuer fähig waren. »Würde mich nicht wundern, wenn auch die sich auf dem Server verewigt haben. Das ist aber nicht der Grund, warum ich bei der Operation dabei sein soll. Drogengeschäfte, Waffenhandel, Kinder pornos, Menschenhandel. Das BKA vermutet die ganze Palette. Die Kollegen haben Angst, dass sich beim Zugriff die Daten selbstständig löschen. Daher möchten Sie mich dabei haben.«

»Na, dann werde ich die nächsten Tage wohl alleine trainieren müssen. Wann kommst Du zurück?«

»Weiß ich noch nicht. Ich hoffe nicht, dass ich länger als eine Woche weg bin.«

»Schick mir ein Selfie vom Brandenburger Tor!«

»Ich fürchte, daraus wird wohl nichts. Die Reise führt nach Frankfurt. Und von dort geht es in ein abgelegenes Gebiet an einem Fluss namens Mosel. Wir bleiben in Verbindung!«

An diesem Abend waren die Gassen und Straßen von Tenochtitlan wie leergefegt. Jeder hatte sich auf dem großen Platz im Tempelbezirk vor dem Templo Major eingefunden. Mit seinen sechzig Metern überragte dieses pyramidenförmige Bauwerk alle anderen Gebäude der Stadt. Die untergehende Sonne tauchte die Mauern der altehrwürdigen Hauptstadt des Aztekenreiches in gleißendes Orange.

Im Zuge der sogenannten Blumenkriege hatten aztekische Truppen benachbarte Zivilisationen überfallen und so viele Kriegsgefangene wie möglich verschleppt, um diese im Rahmen brutaler Opferzeremonien im Großen Tempel von Tenochtitlan zu töten, um damit die Götter gnädig zu stimmen.

Fünf Menschen sollten heute Abend geopfert werden, zwei Frauen und drei Männer. Die Azteken hatten auf die Haut ihrer Gefangenen Streifen mit roter und weißer Farbe gemalt. Untermalt von lauter Fanfarenmusik wurden die gefesselten Opfer nackt durch die Straßen getrieben und über die Treppen des Tempels zu den Steinen geführt, in die Schraubschellen für die Arm- und Handgelenke eingelassen waren. Zwei der männlichen Opfer wirkten apathisch, hatten sich ihrem Schicksal ergeben und schienen das Ende der Qualen geradezu herbeizusehnen. Der dritte Mann und die beiden Frauen wehrten sich mit Händen und Füßen, kreischten sich die Seele aus dem Leib und verrenkten ihre verkrampften Körper, nachdem sie bereits an einem der Opfersteine fixiert waren.

Unter tosendem Beifall betrat Tonatiuh, der Sonnengott, die Plattform vor den Opfersteinen. Neben ihm schritt seine dunkelhäutige Gemahlin Ayauteotl, benannt nach der Göttin des Nebels. Schräg hinter ihr stellte sich Ometeotl, in der aztekischen Mythologie der Gott der Zweiheit, ein Zwitterwesen. Xochipilli, der knabenhafte Blumenprinz platzierte sich neben seinem Vater. Tonatiuh und sein Sohn hatten sich blutrot gefärbte Tücher um ihre Hüften gebunden, Ayauteotl und Ometeotl waren in ärmellose, weiße Gewänder gekleidet. Der

Zwitter hatte seine blasse Haut eingeeölt. Seine muskulösen Oberarme bildeten einen auffälligen Kontrast zu seinen Brüsten, die sich unter dem Stoff abzeichneten.

Ayauteotl präsentierte den jubelnden Zuschauern das scharfe Schlachtermesser gefertigt aus scharfkantigem Obsidian, ehe sie es ihrem Gemahl überreichte. Die Fanfaren verstummten.

»Wir fangen mit dem hier an!« Tonatiuhs kräftige Stimme hallte über den Platz, während er auf einen der apathischen Gefangenen zeigte, der links von ihm fixiert war. Schweißperlen glänzten auf seiner gebräunten Haut. Mit aufgerissenen Augen starrte er auf das Messer, das der selbsternannte Sonnengott langsam in Richtung seines Brustbeines führte. Verächtlich spuckte er in Tonatiuhs Gesicht.

»Jetzt werde ich mir besonders viel Zeit lassen!« Tonatiuh wischte sich mit einem Tuch, das Xochipilli ihm reichte, den Speichel von der Backe.

Ometeotl packte den Gefangenen an seinem schwarzen Haarschopf. Dieser brüllte wie ein Tier, als Tonatiuh die Messerspitze langsam durch die Haut am unteren Ende des Brustbeines bohrte. Ayauteotl platzierte eine Schale unter dem Opferstein, um das herunterrinnende Blut aufzufangen.

Das Gejohle der Zuschauer ging in ein rhythmisches Klatschen über. Jeder Muskel im Körper des Opfers verkrampfte, seine Fingernägel bohrten sich in die Handballen.

»Ich werde jetzt die Haut über Deinem Brustbein einritzen und abziehen«, raunte Tonatiuh ihm ins Ohr. »Die Klinge führe ich ganz flach, um keine der größeren Blutgefäße zu verletzen. Sobald das Brustbein freiliegt, werde ich die knorpeligen Verbindungen zu den Rippen hin kappen. Du wirst noch eine Weile bei Bewusstsein bleiben.«

Zentimeter um Zentimeter ritzte Tonatiuh die Haut, schabte mit der Klinge das Unterhautgewebe vom darunterliegenden Brustbein und arbeitete sich langsam bis zum Hals nach oben. Sein Opfer schrie sich die Lunge aus dem Leib, seine Atmung ging zunehmend schwerer. Am Ende der Prozedur hielt Ayauteotl den blutigen Hautstreifen in die Höhe und präsentierte ihn den Zuschauern. Dass ihr reines Gewand dabei mit Blut befleckt wurde, störte sie nicht. Die anderen vier Gefangenen, die alles mitansehen mussten, rissen panisch an ihren Ketten.

»Sieben Deiner zwölf Rippen sind mit dem Sternum über einen Knorpel verbunden. Ich werde also vierzehn Schnitte ausführen.«

»Beiß Dir die Zunge ab, wenn Du es gar nicht mehr aushältst!«, kam als Ratschlag von Ometeotl. »Das wird Dich ablenken. Und werd' uns ja nicht ohnmächtig!«

Ein gellender Schrei hallte über Tenochtitlan, als Tonatiuh den ersten Knorpel durchtrennte. Die anderen vier Opfer drehten die Köpfe zur Seite. Ihnen wurde vor Augen geführt, wie brutal und schmerzhaft auch ihre letzten Minuten sein würden. Eine der Frauen kollabierte, einer der Männer erbrach sich.

»Widerlich!«, ekelte sich Ayauteotl, während ihr Gatte sich davon unbeeindruckt am nächsten Knorpel zu schaffen machte. »Macht das hier weg!«, befahl sie den Wachen, die die Opferstätte säumten.

Eimer mit Wasser standen bereit. Zwei davon wurden über dem Mann ausgekippt und das Erbrochene zwischen die Steinritzen geschwemmt.

»Die hier auch! Weckt sie auf!« Ayauteotl zeigte auf die weiße, kunstvoll tätowierte Frau, die bewusstlos am Opferstein hing.

»Mach uns nicht schlapp!« Sie tätschelte die Wange der Frau, nachdem das kalte Wasser sie wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt hatte. »Du bist die Hauptattraktion des heutigen Abends. Mit Deinem Körperschmuck haben sich unsere Künstler große Mühe gegeben. Das soll nicht umsonst gewesen sein!«

Die Zuschauer applaudierten, als Ometeotl ihre Hand in die Blutschale tauchte und die Frau damit beschmierte. Anschließend wandte Tonatiuh sich wieder dem Mann zu. Sein Schreien war verstummt. Er hechelte wie ein durstiger Hund. Ometeotl küsste ihn und ertete auch dafür Applaus.

»Ich hab's gleich«, meinte Tonatiuh.

»Lass Dir ruhig Zeit! Mal schauen, ob ich ihm seine letzten Minuten noch etwas versüßen kann.« Ometeotl schmunzelte und griff dem Mann zwischen die gespreizten Beine. Das Volk tobte.

»Damit hättest Du früher anfangen sollen«, scherzte Ayauteotl.

Nach drei weiteren Schritten hatte Tonatiuh das Brustbein von allen Rippen getrennt und entnahm es der geöffneten Brust. Wie vorhin den Hautstreifen präsentierte er den blutverschmierten Knochen der tobenden Menge.

»Das Brustbein oder Sternum«, verkündete er, »schützt Herz und Lunge vor Verletzungen. Jetzt werde ich ihm den Brustkorb auseinanderdrücken. Zum ersten Mal wird heute mein Sohn Xochipilli hineingreifen und das noch schlagende Herz herausziehen.«

Das letzte Lebenszeichen des Opfers war ein für die Zuschauer nicht hörbares Stöhnen, ehe seine Lunge kollabierte. Tonatiuh und Ayauteotl waren mächtig stolz auf ihren Sprössling, der im zarten Alter von vierzehn Jahren ohne jegliche Skrupel vor den aufgerissenen Augen des Publikums in den blutverschmierten Brustkorb griff und kurz darauf ein zuckendes Etwas in den Händen hochhielt. Das Volk jubelte ihm zu.

Prüfend blickte Tonatiuh zur Seite. Wie vorher abgesprochen hatte der in Schwarz gekleidete Kameramann das Objektiv auf seinen Sohn gerichtet und zoomte heran. Eine zweite Kamera vollführte einen Schwenk über das tobende Publikum. Nein, diese Szene spielte sich nicht in der Hochblüte der Aztekenkultur im fünfzehnten Jahrhundert ab. Man schrieb das Jahr 2022 und hier wurde kein Spielfilm gedreht, hier waren keine Visual Effects im Einsatz. Kein Kunstblut! Kein Herz modelliert aus Silikon und Plastik! Alles war echt! Die Zuschauer hatten ein Vermögen ausgegeben, um live dabei zu sein. Andere verfolgten die Zeremonie per Videostream im Darknet. Hier war ein Mensch auf brutale Weise öffentlich abgeschlachtet worden! Und vier weitere sollten folgen.

Ungeachtet der grassierenden Corona-Pandemie waren die Zuschauerränge des Stadions von Daqing, einer Provinzhauptstadt im Norden Chinas bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein Raunen ging durch die Schaulustigen, als der olivfarbene Militärbus durch das Tor fuhr und auf der Aschenbahn einmal das Fußballfeld umrundete, bevor er anhielt. Die Hauptstadt Beijing lag über tausend Kilometer entfernt. Hier galten eigene Gesetze.

Deena Porter-Shelton brannte der Schweiß in den Augen, der in Strömen von ihrer Stirn über ihr Gesicht lief. Abwischen konnte sie ihn nicht, denn ihre Arme waren hinter ihrem Rücken zusammengebunden. Der blaugraue Overall, den man ihr angezogen hatte, war zerschlissen, durchlöchert und stank nach

Ausscheidungen. Wie viele Delinquenten vor ihr hatten darin ihren letzten Weg angetreten?

Ihrem Mann Alan Porter ging es nicht besser. Er kauerte auf dem Sitz neben ihr und hyperventilierte. Erbrochenes klebte zwischen seinen Beinen. Seit ihrer Verhaftung hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Getrennt voneinander waren sie als amerikanische Spione angeklagt und von einem Schnellgericht zum Tode verurteilt worden. Die Möglichkeit, mit einem Anwalt oder einem Mitarbeiter des US-Konsulats zu sprechen, war ihnen verwehrt worden. Deena sprach fließend Mandarin, hatte aber dem Prozess nur bruchstückhaft folgen können. Sie hatte keine Ahnung, dass man Alan und sie nach Daqing verschleppt hatte, denn in dieser Provinz Chinas sprach man einen anderen Dialekt. Aus Geheimdienstberichten wusste sie, dass das Zentralkomitee in Beijing chinesische Provinzregierungen gewähren ließ, wenn es um Menschenrechtsverletzungen und Hinrichtungen ging.

Ein Dutzend weitere Delinquenten saßen mit ihnen im Bus, die meisten waren junge Männer. Einige wimmerten, andere schienen sich schweigend ihrem Schicksal ergeben zu haben. Die Frau im Sitz vor ihr hatte während der gefühlt zweistündigen Fahrt vom Gefängnis geheult und gejammert, bis ihr einer der Wächter mit dem Gewehrkolben gegen den Kopf geschlagen hatte.

»Alan!«

Deenas Versuch, ein letztes Mal mit ihrem Mann zu sprechen, wurde von den Wächtern brutal unterbunden, indem sie auf einen anderen Sitz gezerrt wurde.

Der Bus hielt an, die Türen wurden geöffnet, die Zuschauer applaudierten. Von Massenhinrichtungen in China hatte Deena schon gelesen. Niemals hatte sie sich vorgestellt, einmal ein Teil davon zu sein. Sie und die anderen Delinquenten wurden aus dem Bus gezerrt und mussten sich in Reih und Glied auf dem Rasen aufstellen. Der Bus fuhr fort und eine Fanfare ertönte. Die Zuschauer verstummten. Ein Uniformierter schritt die Reihe ab und zog jedem den Reißverschluss des Overalls nach unten, zog den Kragen über die Schultern und legte so die Oberkörper frei. Auch Deena konnte sich dieser Prozedur nicht entziehen. Eine Kamera wurde auf sie gerichtet.

»Eine amerikanische Spionin!«, ertönte es aus dem Stadionlautsprecher.

Aus ihrem Blickwinkel konnte sie es nicht erkennen, aber auf einer Videoleinwand war sie in Überlebensgröße für jeden Zuschauer sichtbar. Die

Menge grölte. Einige imitierten das Gekreische eines Affen in Anspielung auf ihre schwarze Hautfarbe.

»Ruhe!«, brüllte jemand ins Mikrofon. Augenblicklich verstummten alle.

»Noch ein amerikanischer Spion!« Jetzt war Alan an der Reihe. Zwischen ihn und ihr hatte man zwei andere Verurteilte gestellt.

Deena schaute zu ihm hinüber. Ihre Blicke trafen sich. Die blanke Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben. Sie war sich sicher, dass sie keinen Deut besser aussah.

»Eine Schwarze und ein Weißer!«, tönte es aus dem Lautsprecher. »Ein Albino! Das bringt Unglück!«

Buh-Rufe aus dem Publikum. Deena hatte gelesen, dass Menschen mit Albino-Genen in China als Boten des Unglücks galten. Dabei war Alan kein Albino. Er hatte käsig weiße Haut, die augenblicklich rot anlief, wenn sie von einem Sonnenstrahl getroffen wurde. Seine himmelblauen Augen hatten Deena schon immer fasziniert. Heute sollte sie zum letzten Mal in diese Augen schauen dürfen.

Den Herrn im schwarzen Straßenanzug, der auf die Soldaten zuging und ein paar Worte mit einem der Offiziere wechselte, kannte Deena. Ling Shun Wang! Einer der leitenden Wissenschaftler des Beijing Genomics Institute, auf dessen Einladung sie nach China gekommen waren. Zuletzt hatte sie ihn beim Prozess gesehen. Er hatte gegen Alan und sie ausgesagt. Nun schritt er die Reihe der Delinquenten ab, spuckte auf Alan und blieb vor ihr stehen.

»So sieht man sich wieder, Ms. Porter-Shelton!« Ein freches, überhebliches Grinsen machte sich auf seinem Gesicht breit, während er sich an dem Anblick weidete. »Noch nie wurde meine Gastfreundschaft dermaßen missbraucht! Aber glauben Sie mir! Unsere Forschungen am Denisova-Projekt gehen weiter. An Niemanden werden sie das, was Sie und Ihr Mann herausgefunden haben, weitergeben. Das Denisova-Projekt wird erfolgreich zu Ende geführt werden. Für Sie dagegen ist hier Endstation. Wie sagt Ihr Amerikaner? Game Over! Eigentlich verabscheue ich Hinrichtungen, aber dieses Schauspiel werde ich mir nicht entgehen lassen! Liebend gerne würde ich Ihre Erschießung persönlich durchführen. Aber bedauerlicherweise entspricht das nicht den Vorschriften.«

Mr. Wang tätschelte zum Abschied ihre Wange, ehe er sich wieder zu den Soldaten begab.

Schon oft in ihrem Leben hatte Deena sich mit dem Tod auseinandersetzen müssen und sich dabei Gedanken gemacht, wie es wohl sei, wenn man stirbt. Bettlägerig dem Tod entgegensiechen oder durch einen Unfall von einer Sekunde auf die nächste aus dem Leben gerissen zu werden – all das lag in ihrer Vorstellungskraft. Aber einem Henker ausgeliefert zu sein und dem unausweichlichen, gewaltsamen Tod ins Auge zu blicken, führte sie psychisch an ihre Grenzen. Dass dieser unausstehliche Mr. Wang und ein grölender Mob dabei zuschauten, empfand sie als abstoßend und widerwärtig.

»Zhou Wen!«, ertönte es aus dem Lautsprecher.

Der Erste in der Reihe wurde gezwungen vorzutreten.

»Verurteilt wegen Verrat und zersetzerischer Meinungsbildung. Pflichtverletzung gegenüber dem chinesischen Volk.« Der Stadionsprecher sprach akzentfreies Mandarin. Deena verstand jedes Wort.

Der Mann blickte zu Boden, presste die Lippen zusammen. Ein Soldat trat hinter ihn, setzte den Lauf einer Pistole an seinen Nacken und drückte ab. Die Zuschauer jubelten, als Zhou Wen zu Boden sackte. Anstatt dort reglos liegen zu bleiben, durchfuhren unkontrollierte Zuckungen seinen Körper. Zhou lebte! Entsetzt wandte Deena sich ab. Das kratzende Röcheln drang dennoch in ihre Ohren. Nach einer quälend langen Minute ertönte ein weiterer Schuss. Der Soldat hatte Zhou den Gnadenschuss versetzt. Deena sah wieder hin. In der linken Schläfe klaffte ein Loch.

Sie zählte. Noch fünf Delinquenten bis Alan an der Reihe war. Zwischen ihm und ihr standen weitere zwei.

»Xiu Tian!«, wurde als Nächste aufgerufen.

Die zierliche Frau musste von zwei Soldaten nach vorne gezerrt werden. Ihre Beine versagten. Sie schluchzte. Die Männer zerrissen ihren Overall, drehten sie in alle Richtungen und stellten ihre Blöße zur Schau. Deena erkannte, dass ihre Haut übersät war mit Striemen und Schnittwunden. Diese Frau hatte man brutal gefoltert!

»Verurteilt wegen Drogenhandel und Prostitution«, verkündete die Stimme aus dem Lautsprecher. »Ihr wird hiermit die Menschenwürde aberkannt.«

Xius panisches Wehklagen veranlasste die Offiziere, ihr einen Strick um den Hals zu legen und die Schlinge zuzuziehen. Ihre Zunge ragte seitlich aus dem

Mundwinkel, Speichel lief an ihrem Hals hinunter. Der Genickschuss war diesmal präzise. Xiu war sofort tot.

Noch vier! Danach würde Alan an der Reihe sein! Deena bekam weiche Knie, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, während ein Herr mittleren Alters der Korruption schuldig gesprochen wurde und dafür ebenfalls die Kugel bekam.

Noch drei! Den jungen Mann, der nun nach vorne gezerrt wurde, schätzte sie auf höchstens zwanzig. Vergewaltigung lautete der Vorwurf. Die ganze Situation wurde für Deena unerträglich. Sie baute einen Schutzwall um sich auf, indem sie alles ausblendete. Den Schuss, der den mutmaßlichen Vergewaltiger niederstreckte, bekam sie gar nicht mit. Die Leichen vor ihr wurden in ausgestreckter Haltung nebeneinander auf dem Rasen aufgereiht. Ordnung musste sein!

Noch zwei! Deena wollte nur noch, dass es endlich vorbei war! Warum durfte sie nicht neben Alan stehen? Sie spürte eine wohltuende Bewusstlosigkeit, die von ihr Besitz ergriff. Sie sackte in sich zusammen, kam auf dem Rasen zu liegen. Zwei Soldaten packten sie, richteten sie auf, schlugen ihr ins Gesicht, kniffen ihre Brüste.

»Bleib stehen!«, herrschte einer sie an.

Deena starrte auf die aufgereihten Leichen. Ein weiterer Mann war hinzugekommen. Seinen Tod hatte sie gar nicht mitbekommen. Wie lange war sie bewusstlos gewesen?

Die Frau, die ihr bereits im Bus aufgefallen und mit dem Gewehrkolben traktiert worden war, stand direkt vor Alan. Wie Xiu wurde auch sie zur Schau gestellt, indem man ihr den Overall vom Leib riss. Deena musste davon ausgehen, dass ihr vor dem Genickschuss das Gleiche widerfahren würde.

»Lim Ruan. Ehemalige Parteifunktionärin. Nach Unterschlagung von Parteivermögen unehrenhaft aus der Partei entlassen. Vor ihrem verdienten Tod wird sie die Parade laufen.«

Buhrufe hallten durch das Stadion. Die Verantwortlichen ließen die Zuschauer gewähren. Keine Ermahnung zur Ruhe! Lim musste leiden. Sie verkrampfte, wartete förmlich auf den erlösenden Schuss, aber dieser ließ auf sich warten. Die Schlinge, die Xiu bei ihrer Hinrichtung getragen hatte, wurde nun um ihren Hals gelegt. Ein Soldat zerrte sie in Richtung Aschenbahn,

während zwei andere mit Stöcken auf sie eindroschen. Lim Ruan wurde gezwungen, nackt eine Runde durchs Stadion zu laufen.

Dies gewährte Alan einen Aufschub. War das ein Grund zur Erleichterung? Es machte die Situation noch unerträglicher.

»Alan, ich liebe Dich!«, brüllte Deena gegen das Gegröle der Zuschauer an und kassierte dafür einen Schlag ins Gesicht.

Sie schaute zu Alan. Auch er wurde mit Stöcken traktiert. Wieso taten Menschen anderen so etwas an? Die Antwort konnte nur lauten: Das waren keine Menschen, das waren Tiere! Deena drehte sich um und blickte auf die Videoleinwand, wo Lim überlebensgroß zu sehen war. Irgendwo am anderen Ende des Stadions kauerte das arme Mädchen auf der Aschenbahn. Die Soldaten waren auf Abstand zu ihr gegangen, damit die Zuschauer Gegenstände auf sie werfen konnten. Eine Flasche traf sie am Rücken. Eine weitere zerplatzte vor ihren Füßen. Die Soldaten halfen ihr wieder auf die Beine und zwangen sie, barfuß über die Scherben zu laufen. Humpelnd und mit schmerzverzerrtem Gesicht setzte Lim ihren Lauf fort, an dessen Ende der Offizier mit der Pistole auf sie wartete.

Als Lim das Ende der Bahnkurve erreichte, wurde Deena bewusst, dass nun der Moment nahte, an dem Alan aufgerufen wurde und sie dazu verdonnert war, seine Hinrichtung anzuschauen. Aber noch lebte Lim. Sie stolperte die letzten Meter über die Aschenbahn, bevor sie sich hinknien musste. Der Henker stellte sich vor ihr auf. Lim sollte nicht durch einen Genickschuss sterben. Die Soldaten drückten ihre Kiefer auseinander, bis der Lauf der Pistole zwischen ihre Zähne passte. Die Männer traten zur Seite, bevor sich der Schuss löste. Lims Schädel zerplatzte. Keine zwei Meter vor Deena wurde ihre Leiche auf den Rasen zu den anderen gelegt.

»Alan Porter und Deena Porter-Shelton!«

Deenas Blut sackte aus ihrem Kopf. Sie wurden gemeinsam aufgerufen! Sie sollten zusammen sterben! Jemand trat ihr in den Rücken und schubste sie aus der Reihe nach vorne.

»Diese beiden amerikanischen Spione sind einer Einladung der brilliantesten und talentiertesten Wissenschaftler Chinas gefolgt. Unsere Gastfreundschaft haben sie schamlos ausgenutzt! Sie sind in geheime Laboratorien eingedrungen, haben unsere Forschung ausspioniert und wollten unser Wissen stehlen.«

»Dafür müssen sie büßen. Wir sollten sie durchs Stadion treiben! Wie die andere«, schlug einer der Soldaten vor.

Der Offizier, der die Hinrichtungen durchführte und an dessen Uniform Lims Blutspritzer klebten, nickte. Ling Shun Wang, der neben ihm stand, klatschte in die Hände. Nein, ein schneller Tod wurde ihnen nicht gewährt. Deena musste zuschauen, wie zwei Männer den am ganzen Leib zitternden Alan packten und ein Dritter ihm den Overall vom Leib schnitt. Lediglich die Ärmel rutschten an den gefesselten Armen nach unten. Sie verstand nicht jedes Wort, aber die Soldaten sowie die Zuschauer machten sich über seine pigmentlose, käsige Hautfarbe lustig. Erst jetzt erkannte sie die Blutergüsse und Striemen auf seiner Haut. Man hatte ihn gefoltert und misshandelt. Deswegen also war er bereits im Bus nicht ansprechbar gewesen. Hatte man ihn sediert? Sie legten die Schlinge um seinen Hals und zogen zu. Alan röchelte, als die Soldaten ihn zur Aschenbahn zogen.

Der Offizier schrie einen Befehl und zeigte auf Deena. Nun war sie an der Reihe. Die Zuschauer imitierten gellendes Affengeschrei, als die Männer sich anschickten, auch ihren Overall in Fetzen zu schneiden. Im Gegensatz zu Alan bäumte Deena sich auf und versuchte, sich gegen das Unausweichliche zu wehren. Die Fesseln schnitten in ihre Handgelenke. Je mehr sie sich sträubte, umso fester packten die Männer zu.

»Halt!«, brüllte jemand ins Mikrofon des Stadionlautsprechers.

Augenblicklich ließen die Soldaten von ihr ab. Die weiteren Befehle gingen im Stimmenwirrwarr unter. Buhrufe ertönten aus dem Publikum, die Stimme aus dem Lautsprecher mahnte zur Ruhe. Erst jetzt erkannte Deena den Grund für die Aufregung. Auf der Aschenbahn war eine schwarze Limousine vorgefahren. Ein Mann und eine Frau waren ausgestiegen und gingen auf die Gruppe zu, die Alan festhielt. Der Mann wechselte ein paar Worte mit Mr. Wang. Diesem schien die Unterbrechung der Hinrichtungsprozedur genauso wenig zu gefallen wie den Offizieren.

»Übergebt den Spion!«, forderte die Stimme aus dem Lautsprecher.

Augenblicklich ließen die Männer von Alan ab. Deena konnte erkennen, wie die Frau die Schlinge von seinem Hals abnahm und ihm eine Injektion in den rechten Arm verpasste. Von einem Moment zum nächsten sackte Alan

zusammen. Die Soldaten packten ihn und legten seinen Körper auf die Rückbank der Limousine.

Eine Todesspritze! Hatten diese Leute Alan ein tödliches Gift injiziert? Sie kamen auf sie zu! Die Frau hatte asiatische Gesichtszüge, bei dem Mann tippte sie auf einen Inder oder Pakistani.

»Ms. Porter-Shelton?« Die Frau lächelte, während sie forschend in ihre Augen blickte.

Deena nickte verunsichert. Im nächsten Moment spürte sie den Einstich im Hals. Gegenwehr war zwecklos. Die Soldaten hatten sie fest im Griff.

»Was wird das hier? Wo bringen Sie uns hin?«, wollte Deena fragen. Die injizierte Substanz knipste sie aus - von einer Sekunde zur nächsten.

Vor fünfhundert Jahren war der letzte Aztekenherrscher von den spanischen Eroberern vertrieben und seine Hauptstadt Tenochtitlan dem Erdboden gleichgemacht worden. Nur klägliche Reste konnten im Süden des heutigen Mexico City ausgegraben werden. Das Tenochtitlan des einundzwanzigsten Jahrhunderts lag im entlegenen Nirgendwo von Guatemala. Es verbarg sich hinter Stacheldraht und wurde von einer Privatarmee streng bewacht. Abgesehen vom Wachpersonal und einigen Bediensteten hatte diese Stadt keine Einwohner. Die flachen Gebäude, die man um den Tempelbezirk errichtet hatte, dienten als Gästehäuser. Reservierungen waren nur über ein verschlüsseltes Portal im Darknet möglich, zu dem nur zahlungskräftige Mitglieder Zugang hatten. Eine Übernachtung in diesem Park kostete dreißigtausend US-Dollar. Man musste mindestens für eine Woche buchen, da nur donnerstags in vollklimatisierten Reisebussen und Limousinen die An- und Abreise organisiert wurde. Wer zwei oder gar drei Wochen bleiben wollte, bekam Rabatt.

Betrieben wurde der Park von einer Organisation, die sich ironischerweise die Anthropophilen nannten. Angeführt wurde diese Bande von Julio Espinoza und seiner Frau Imelda Cuesta, beide ehemalige Untergrundkämpfer aus Kolumbien. Sie hatten sich in Anlehnung an aztekische Götter phantasievolle Namen wie Tonatiuh und Ayauteotl gegeben, um die alten Riten und Zeremonien der Azteken wieder aufleben zu lassen. Ihr vierzehnjähriger Sohn Emilio verkörperte Xochipilli, den Blumenprinzen. Der vierte im Bunde war

Stanley Ritter, der nach einer partiellen Geschlechtsumwandlung offiziell den Namen Stacie Ryder angenommen hatte. Passend dazu verkörperte sie in dieser Phantasiewelt Ometeotl, ein Zwitterwesen in der aztekischen Mythologie.

Gewerbsmäßige Entführer und Menschenhändler sorgten dafür, dass die zahlenden Gäste, unter denen sich Geschäftsleute, Politiker sowie Prominente des öffentlichen Lebens befanden, im Tenochtitlan des einundzwanzigsten Jahrhunderts etwas für ihr Geld geboten bekamen. Gefangene wurden misshandelt, gefoltert oder gezwungen, in Wettkämpfen gegeneinander anzutreten. Höhepunkt waren die allabendlichen Opferzeremonien, bei denen ein Gast gegen Aufpreis in die Rolle des hohen Priesters schlüpfen konnte, um den an Steinblöcken fixierten Opfern bei lebendigem Leibe die Herzen herauszuschneiden und in die Adlerschale zu legen.

Die meisten Opfer waren Latinos, die von Mitgliedern verfeindeter Drogenkartelle entführt worden waren. Andere waren mit Privatfliegern aus anderen Erdteilen, wo Flucht und Chaos den Alltag beherrschten, hierher gebracht worden. Ihre Angehörigen hielten sie für tot und hatten keine Ahnung, welches Schicksal ihre Liebsten ereilt hatte. Wer unter den Mitgliedern der Anthropophilen einen anderen Menschen loswerden wollte, einen Nebenbuhler oder einen Konkurrenten im Geschäftsleben, der konnte gegen Bezahlung dessen Entführung veranlassen. Der Auftraggeber entschied, wie lange sein Opfer leiden musste. Nicht selten buchte er einen Aufenthalt in Tenochtitlan, um der Opferung persönlich beiwohnen zu können.

Der ständige Nachschub an 'Frischfleisch' führte dazu, dass Platz geschaffen werden musste. Kaum einer der Gefangenen musste die Hölle von Tenochtitlan länger als drei Wochen ertragen. Sie hatten bei Spielen verloren, oder die Gäste hatten sich an ihnen sattgesehen.

»Ausgezeichnet hast Du das gemacht!«, lobte Julio seinen Sohn in der Pause zwischen den Opferungen.

Wächter lösten die Ketten und trugen den Toten von der Bühne. Andere Bedienstete spülten das Blut von der Plattform. Vier weitere Opferungen, wie diese bestialischen Morde genannt wurden, standen heute Abend auf dem Programm. Den zahlenden Zuschauern musste schließlich etwas geboten werden! Wer nicht live dabei sein konnte, dem standen im Darknet Videos und Fotos dieser Perversitäten zur Verfügung – gegen Bezahlung natürlich!

»Wer kommt als Nächstes dran?«, fragte Ayauteotl alias Imelda.

»Margret«, entschied Julio, der selbsternannte Sonnengott.

»Ich dachte, die wollten wir als Höhepunkt bis zum Schluss aufheben!« In Stacies Stimme, die eher an die eines Mannes als einer Frau erinnerte, schwang Enttäuschung mit.

»Sie ist vorhin schon weggetreten!«, gab Julio zu bedenken. »Wäre doch schade, wenn sie den Abgang macht, bevor ich Hand an sie gelegt habe.«

Schon die Azteken hatten ihren Opfern die Haut abgezogen, die sich ein Priester nach dem Trocknen überstreifte. Die Anthropophilen hatten einen Künstler angestellt, der unter hohem Zeitaufwand einige ausgesuchte Opfer am ganzen Körper aufwändig tätowierte. Diese Auserwählten wurden nach der Opferzeremonie gehäutet, ihre Haut auf Holzrahmen gespannt und gegerbt. Diese 'Kunstwerke' konnten die Gäste in einer Art Museum bestaunen und käuflich erwerben. Eine dieser Auserwählten war Margret.

»Und nun zu Dir!« Imelda wandte sich an die von Kopf bis Fuß kunstvoll tätowierte Frau. »Margret ist sechsunddreißig Jahre alt und stammt aus England. Die meisten von Euch kennen sie von den Events, die wir in den vergangenen zwei Wochen mit ihr ausgerichtet haben. In den Pausen dazwischen haben unsere Künstler ganze Arbeit geleistet. Seht Euch dieses Kunstwerk an! Bodyart vom Feinsten! Manche Stellen sind noch etwas entzündet. Bedauerlicherweise kann man jetzt, wo sie am Opferstein hängt, ihren Rücken nicht sehen. Ihre Entführung und Verschleppung hier nach Tenochtitlan wurde von einem unserer Kunden in Auftrag gegeben und Du liebe Margret rätselst bis heute, warum denn ausgerechnet Du. Achtung! Hier kommt die Auflösung!«

Imelda winkte einem der Zuschauer zu. Dieser stieg die Treppe nach oben. Seine traditionelle Aztekenkleidung bestand aus einem Lendenschurz und einem Umhang sowie einem Kopfschmuck aus bunten Vogelfedern.

»William?«, rief Margret entsetzt. »Du?«

»Ja ich! Um einen Sitz im Vorstand unserer Firma zu ergattern, war Dir jedes Mittel recht. Mit all den alten Säcken hast Du geschlafen und Lügen über mich verbreitet. Du wurdest befördert, ich wurde entlassen. Aber was soll's? In meinem neuen Job verdiene ich besser als in Eurem Scheißladen. Nur deshalb kann ich mir das hier leisten. Von einem Teil Eurer Abfindung habe ich Deinen Entführer bezahlt.«

»Du Schwein!«, brüllte Margret. »Du verdammtes Schwein! Du bist ein unfähiges Arschloch! Du hast Bilanzen gefälscht und junge Mitarbeiterinnen zum Sex gezwungen. Deshalb wurdest Du entlassen und nicht befördert!«

»Lassen wir das!«, ging Imelda dazwischen. »Ist ja jetzt auch egal! Dein ehemaliger Kollege William wird es in vollen Zügen genießen, Deiner Opferung aus nächster Nähe zuzuschauen.«

Panisch zerrte Margret an ihren Fesseln, kreischte und stieß unflätige Verwünschungen gegen ihren Exkollegen aus.

»Ja, schrei seinen Namen in die Welt hinaus«, spornte Stacie sie an. »Deine Opferung wird verfilmt.« Sie deutete auf eine der Videokameras. »Bevor wir das Video ins Darknet hochladen, wird allerdings sein Name unkenntlich gemacht. Sicher ist sicher!«

»Du sollst wissen, dass ich Deine Haut gekauft habe.« William grinste. »Im Rahmen aufgespannt wird sie in meinem Schlafzimmer hängen. Ferner werde ich übermorgen am Dinner teilnehmen und etwas von Deinem Fleisch verzehren.«

Damit hatte William einen weiteren Aspekt der aztekischen Kultur angesprochen. Kannibalismus! Wer es sich leisten konnte, buchte in Tenochtitlan ein Dinner, bei dem das nach allen Regeln der Kunst kulinarisch zubereitete Fleisch der Opfer serviert wurde.

»Damit bei der Opferung möglichst wenig von dem Kunstwerk auf Deiner Haut beschädigt wird,« erklärte Imelda, »wird Tonatiuh Dein Herz auf eine etwas andere Weise entfernen. Ein kurzer Schnitt neben der untersten linken Rippe reicht. Der Sonnengott höchstpersönlich wird Hand und Unterarm in Dich einführen, bis er Dein Herz zu fassen bekommt. Keine Angst! Er macht das nicht zum ersten Mal. Es ist nicht ganz so schmerzhaft wie bei Deinem Vorgänger. Er wird Dein Herz massieren, und es noch eine Weile hinter Deinen schönen Brüsten schlagen lassen, ehe er es mit einem Ruck herausreißt.«

»Bitte!«, jammerte Margret mit bebender Stimme. »Lasst mich gehen! Ich sage niemandem etwas!«

»Kindchen, genau das ist das Problem«, meinte Imelda. »Das Geschäftsmodell der Anthropophilen beruht auf absoluter Verschwiegenheit. Alle Zeugen müssen beseitigt werden, auch wenn es, wie in Deinem Falle, sehr schwerfällt. Du bist eine so bildhübsche Frau! Und all die Tattoos auf Deinem

ganzen Körper machen Dich einzigartig. Aber dennoch wird Deine Reise hier zu Ende gehen!«

»Macht mit mir, was Ihr wollt! Ich bleibe hier als Sklavin, aber lasst mich am Leben!«

»Oha! Du willst als Sklavin weiterleben?«, lachte William. »Die abgebrühte Karrierefrau winselt um Gnade!«

»Du verfluchtes Arschloch!«, schrie Margret. »Fahr zur Hölle! Die Polizei wird herausfinden, dass Du hinter meiner Entführung steckst!«

»Ich wurde dazu bereits vernommen.« William strich mit der Hand über ihre Brüste. »Diese Leute hier haben Deine Verschleppung perfekt organisiert. Dazu gehörte auch, dass ich als Auftraggeber ein wasserdichtes Alibi bekam. Ich habe es den Ermittlern präsentiert und schon war ich von der Liste der Verdächtigen gestrichen. Die Liste war ganz schön lang. Du scheinst viele Feinde zu haben!«

Angeekelt spuckte Margret in seine Richtung.

»Also ich wäre dann so weit!«, mischte sich Julio ein und fuhr behutsam mit Daumen und Zeigefinger über die scharfe Klinge.

»Dann lass uns anfangen, bevor es dunkel wird«, drängte Imelda. »Es warten schließlich noch drei weitere Opfer. William, trete bitte einen Schritt zur Seite!«

Nachdem Georgina sich mit Details des bevorstehenden Einsatzes in Deutschland vertraut gemacht hatte, war sie nach Hause gefahren, um ihren Koffer zu packen. Sie besaß ein kleines Haus am Stadtrand von Quantico. Andere Frauen wären jetzt ratlos vor ihrem Kleiderschrank gestanden und hätten hin und her überlegt, was sie mitnehmen sollten. Georgina brauchte dafür keine zwei Minuten. Für den Flug entschied sie sich für etwas Legeres, sprich Jeans, T-Shirt und eine Strickjacke für den Fall, dass die Aircondition im Flugzeug auf vollen Touren lief. Im Koffer verstaute sie zwei Blusen, einen Hosenanzug und fünf Garnituren Unterwäsche zum Wechseln. Ihr Kulturbeutel enthielt Zahnbürste, Zahnpasta, einen Kamm und ein Deo. Firlefanz wie Make-up und teure Parfümfläschchen besaß sie überhaupt nicht.

Den verbliebenen Platz im Koffer nahm ihr technisches Equipment ein und das bestand nicht nur aus einem Notebook. In einem Etui bewahrte sie fein

säuberlich geordnete USB-Sticks und Speicherkarten auf, auf denen sich Trojaner und nützliche Spionagesoftware befanden.

Georgina May lebte allein. Niemandem musste sie Rechenschaft ablegen, warum und wieso sie auf Dienstreise ging. Private Termine brauchte sie nicht absagen oder verschieben – es gab schlichtweg keine. Haustiere und Zimmerpflanzen, die es zu versorgen galt, hatten keinen Platz in ihrer Welt.

Das Taxi, das sie zum Dulles International Airport bringen würde, hatte sie für vier Uhr bestellt. Noch drei Stunden Zeit. Antriebslos saß sie auf ihrer Couch und starrte auf die gegenüberliegende Wohnzimmerwand. Dort, wo in den Häusern von Durchschnittsbürgern Wandschränke standen oder Bilder hingen, hatte sie eine überdimensionale Mindmap gepinnt, auf der Georgina alle Erkenntnisse und Ermittlungsergebnisse über die Anthropophilen zusammengetragen hatte.

Wo verdammt nochmal hatten diese Schweine ihr neues Tenochtitlan aufgebaut? In einer Karte Mittelamerikas hatte sie mögliche Standorte eingekreist und Ausdrücke von Satellitenfotos daneben gepinnt. Vor dem Hochladen von Fotos und Videos im Darknet achtete man sehr genau darauf, dass Gäste nicht zu erkennen waren. Die Opfer hingegen wurden regelrecht zur Schau gestellt. Einige ließen sich durch Abgleich mit Vermisstendateien identifizieren. Eine Frau namens Leela hatte Georgina im vergangenen Jahr im Zuge anderer Ermittlungen persönlich kennengelernt. Ein Stück ihrer Haut mit einem markanten Tattoo hatten die Schweine getrocknet und ihr per Post zugeschickt. Das Original hatte sie der Asservatenkammer anvertraut, ein Foto hing an ihrer Pinwand.

Im Zentrum ihrer Mindmap hingen nebeneinander drei Fahndungsfotos älteren Datums. Links Julio Espinoza, der diesen perversen 'Park' leitete. Daneben seine Lebensgefährtin Imelda Cuesta. Beide hatten früher in Kolumbien in Rebellencamps gehaust. Das Töten von Menschen war für diese Monster das Normalste auf der Welt. Die Dritte im Bunde war Stacie Ryder, die vor dreiunddreißig Jahren in Jacksonville als Junge auf die Welt gekommen war. Stanley Ritter stand in der Geburtsurkunde. Im Alter von siebzehn Jahren hatte er damit begonnen, sich zu einer Frau umoperieren zu lassen. Vor drei Jahren hatte Georgina am eigenen Leib zu spüren bekommen, wozu diese

Person fähig war. Hass und Abscheu stiegen in ihr auf, wenn sie an Stacie Ryder nur dachte oder diesen Namen in Ermittlungsakten las.

Daneben hatte Georgina auf einer Liste alles zusammengetragen, was über die genaue Lage von Tenochtitlan bekannt war. Trotz umfangreicher internationaler Bemühungen war es ihr und anderen Ermittlern nicht gelungen, diese Kunststadt zu orten, die Organisation der Anthropophilen zu zerstören und die Verantwortlichen unschädlich zu machen. Keines der Opfer war lebend entkommen, Zeugen gab es nicht. Millionäre und Milliardäre, denen eine Mitgliedschaft bei den Anthropophilen nachgewiesen werden konnte, verschanzten sich hinter einer Heerschar teurer Anwälte.

Aluek Ayoya! Erst jetzt fiel ihr der im Fitnesszentrum entgangene Anruf auf ihrer Liste wieder ein. Auch sie war von den Anthropophilen entführt worden, nachdem sie aus ihrer Heimat, dem Südsudan, geflohen war. Nach ihrer Rettung hatte sie geheiratet und war für eine Hilfsorganisation in ihre Heimat zurückgekehrt, wo sie im Osten des Landes in einer kleinen Stadt namens Pibor als Krankenschwester arbeitete. Georgina spendete regelmäßig ein Teil ihres Einkommens an das Krankenhaus.

Wie spät war es dort jetzt? Egal! Georgina tippte auf das grüne Ikon. Der Aufbau der Verbindung ließ auf sich warten.

»Georgina!« Alueks Stimme klang euphorisch und erleichtert zugleich.

»Sorry, dass ich mich erst jetzt melde. Ich ...«

»Macht nichts! Ich dachte schon, Du hast mich vergessen.«

»Nein, wie sollte ich! Was gibt's?«

»Hast Du Zeit?«

Mit dieser Frage begann fast jedes Telefonat mit Aluek. Georgina machte sich darauf gefasst, dass sie nun viel Geduld aufbringen musste. »Nicht wirklich«, entgegnete sie.

»Ich habe Angst«, wimmerte Aluek. Danach Stille in der Leitung.

»Warum? ... Aluek?« Georgina war es gewohnt, dass die Antwort bei Telefonaten mit dem Südsudan wegen der langsamen Übertragungswege manchmal auf sich warten ließ.

»Hier verschwinden Menschen«, kam verzögert die Antwort. »Ich wäre so froh, wenn Du hier wärest.«

»Aluek, das geht nicht und das weißt Du«, entgegnete Georgina schroff und genervt. »Ich frage mich immer wieder, warum Du nach Deiner Rettung nicht bei Deinem Bruder in Rom geblieben bist. Was in alles in der Welt hat Dich dazu getrieben, in den Südsudan zurückzukehren?«

»Das habe ich Dir doch schon erklärt! Ich habe Jengo geheiratet. Wir lieben uns! Er arbeitet hier!«

»Das freut mich für Dich. Aber der Südsudan ist eines der ärmsten und gefährlichsten Länder der Welt! Ich kann Dir nicht helfen! Du weißt, ich bin Spezialistin für Cybercrime. Ich ermittle am Computer. Ich bin nicht die abgebrühte FBI-Agentin, die Dir den Weg freischießen kann!«

»Du kommst also nicht?«

»Nein, Aluek, ich komme nicht! Ferner muss ich jetzt auflegen. Mein Taxi kommt jeden Moment. Ich muss auf eine Dienstreise.«

»Wohin?«

»Nach Deutschland«, antwortete Georgina wahrheitsgemäß und biss sich gleich darauf auf die Zunge.

»Europa! Da ist es nicht mehr weit nach Afrika!«

Georgina atmete tief durch. »Zum x-ten Mal, Aluek! Nein! Wenn es Dir dort zu gefährlich ist, dann pack Deine Sachen! Jengo ist doch Pilot! Du hast mir erzählt, dass er eine kleine Maschine hat!«

»Die gehört ihm aber nicht! Er braucht sie für seine Arbeit als Landvermesser.«

»Wenn er Dich liebt, dann soll er das verdammte Ding kapern und mit Dir zusammen in die nächste Großstadt fliegen. Von dort aus bucht Ihr einen Flug nach Rom zu Deinem Bruder.«

»Ich muss Schluss machen!«, unterbrach Aluek. Aus dem Hintergrund waren laute Stimmen zu vernehmen.

Georgina stieß einen tiefen Seufzer aus. Kaum hatte sie das Gespräch beendet, tat es ihr leid. Schroff und abweisend hatte sie reagiert! Warum tat sie sich das an? Sie hatte doch sonst mit Mitmenschen nichts am Hut! Lag es daran, dass Aluek schwarz war so wie sie? Ferner hatte sie gelogen, was das Taxi anging. Es kam erst in drei Stunden. So lange hätte sie mit Aluek telefonieren können.

Erneut blickte sie auf die Mindmap. Davon kam sie nicht los. Den Rest ihres Lebens würde das, was die Anthropophilen ihr angetan hatten, sie begleiten. Bis zur Abfahrt war ja noch etwas Zeit. Sie erweckte einen ihrer Rechner aus dem Schlafmodus und öffnete eine Suchmaschine, die nicht mit Suchbegriffen sondern mit Bilddaten von Gesichtern arbeitete. Die biometrischen Daten ihrer eigenen Mund-Nasen-Augen-Region hatte sie dort hinterlegt. Eine weitere Datei enthielt Angaben über Größe und Form ihrer Ohrmuscheln.

Sie startete die Suche. Im Darknet hatten die Anthropophilen unzählige Fotos und Videos ihrer Opfer hochgeladen. Auch von ihr. Die Abonnenten zahlten Unsummen, um sich an diesen Bildern und Filmen aufzugeilen. Immer wieder wurden diese Dateien auf zwielichtige Portale im frei zugänglichen Internet hochgeladen und die Opfer zur Schau gestellt. Schon ganze Nächte hatte sie damit zugebracht, solche Dateien aufzuspüren, auf die jeweiligen Server zuzugreifen und all diese Schweinereien zu löschen. Als Expertin für Cybercrime hatte sie das Wissen und die technischen Möglichkeiten dazu.

Sie wusste von anderen Frauen, die in romantischen Momenten von ihren Liebhabern dazu überredet worden waren, für freizügige Fotos und Filmchen zu posieren. Nachdem die Beziehung zerbrochen war, hatte der Ex aus Rache diese Dateien veröffentlicht, zum Teil mit Angabe von Namen und Wohnorten. Die Betroffenen litten furchtbar darunter.

Bei Georgina war das noch grauenvoller. Zweimal waren diese Monster ihrer habhaft geworden. Den sicheren Tod vor Augen hatte sie widerwärtige Erniedrigungen und Misshandlungen über sich ergehen lassen müssen. Die meisten davon waren mit der Kamera festgehalten worden.

Auch diesmal wurde die Suchmaschine fündig. Eine ganze Fotoserie war auf einer japanischen Seite hochgeladen worden. Die User konnten sich an ihrem geschundenen Körper, ihrem schmerzverzerrten Gesicht und ihrer grenzenlosen Hilflosigkeit delectieren. Die Erinnerungen an diese Qualen stiegen in ihr auf genauso wie der Hass auf alles Böse in dieser Welt.

Ihr Smartphone vibrierte, meldete den Eingang eines Anrufs. Aluek! Schon wieder! Genervt tippte Georgina auf den grünen Button.

»Aluek?«

»Ähm! Georgina?«

Georgina rollte mit den Augen. Diese Stimme kannte sie. Hätte sie doch nur auf das Display geschaut! Diesen Anruf hätte sie weggedrückt. Dr. Elena Wheeler, ihre Kollegin von der psychotherapeutischen Abteilung war am anderen Ende der Leitung.

»Georgina. Alles in Ordnung? Ich habe gehört, dass Sie nach so langer Zeit wieder eine Dienstreise ins Ausland antreten werden.«

»Ich fliege heute Abend nach Deutschland. Für wie lange, weiß ich noch nicht.«

»Fühlen Sie sich dem gewachsen? Wenn nicht, sollten Sie sich nicht schämen, das zuzugeben. Angesichts dessen, was Sie erlebt haben ...«

»Dr. Wheeler, es geht mir gut! Es wird Zeit, dass ich aus meiner Wohlfühlzone ausbreche.«

»Na, das klingt doch gut!« Georgina konnte sich das Grinsen auf Dr. Wheelers rundlichem Gesicht förmlich vorstellen. »Es wäre aber besser gewesen, wenn Sie mich vorher kontaktiert hätten. Nehmen Sie noch regelmäßig die Medikamente, die ich Ihnen verschrieben habe?«

»Ms. Wheeler, von der Reise habe ich selbst erst heute Vormittag erfahren. Und was ich von Ihren Medikamenten halte, das wissen Sie! Jeden Moment kommt das Taxi und ich muss noch packen. Auf Wiederhören!«

»Sie setzen sich selbst unter Stress, Georgina! Wie können Sie rational entscheiden, was in Ihren Koffer kommt, wenn jeden Moment das Taxi vorfährt?«

»Okay, okay«, unterbrach Georgina die Psychologin genervt. »Das Taxi kommt erst in drei Stunden. Aber ich will meine Ruhe haben! Das Letzte, was ich jetzt brauche, sind irgendwelche Psycho-Ratschläge!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, drückte Georgina den roten Button. Komfortzone! Medikamente! Nach dem, was sie bei den Einsätzen in Zusammenhang mit den Anthropophilen durchgemacht hatte, waren psychotherapeutische Sitzungen bei Dr. Wheeler laut Dienstanweisung vorgeschrieben. In Georginas Augen war diese Frau eine Zumutung. Ihre Therapiesitzungen waren der blanke Horror. Mit den Erinnerungen an all das Schreckliche hatte sie sich arrangiert, ihre Gedanken daran in den Tiefen ihres Gehirns eingekapselt. Bei jeder der verfluchten Sitzungen trampelte diese

unsägliche Dr. Wheeler auf ihren Gefühlen herum und buddelte alles wieder aus.

Beklemmung in ihrer Brust machte sich breit. Nervös tigerte sie durch das Wohnzimmer und blieb vor dem offenen Regal stehen, auf dem ein Schraubglas Staub angesetzt hatte. Sie hielt es gegen das Licht. In der eingetrübten Formalinlösung schwamm ein menschlicher Embryo. Ihr Kind! Das Resultat einer Vergewaltigung, als sie in den Händen der Anthropophilen war. Sie hatte es abgetrieben und eine schizophrene Hassliebe zu dieser kleinen Leiche entwickelt. Davon wussten nur wenige. Dr. Wheeler gehörte nicht dazu.

Komfortzone! Ja, die hatte Georgina seit fast einem Jahr nicht verlassen. Sie pendelte zwischen ihrem Haus und der FBI-Zentrale in Quantico. Shopping erledigte sie online, Lebensmittel ließ sie sich liefern. Jetzt packte sie das dringende Bedürfnis nach frischer Luft. Mit dem Schraubglas in der Hand trat sie vor die Haustür.

Im Vorgarten wucherte der Wildwuchs. Die Nachbarn, die sie nur vom Sehen kannte, hatten sich schon beschwert. Der Gartenbaubetrieb, den sie beauftragt hatte, war insolvent. Man sagte, Garten und Fassade eines Hauses seien das Spiegelbild der Seele seiner Bewohner. Auf Georgina May traf das voll und ganz zu. Sie überprüfte die Verschraubungen der Holzplatten, mit denen sie sämtliche Fenster hatte verbarrikadieren lassen. Zwei Platten waren durch Feuchtigkeit aufgequollen und weich. Darum würde sie sich nach ihrer Rückkehr kümmern.

Der Embryo! Seine Anwesenheit im Haus konnte sie nicht länger ertragen. Also weg damit! Einfach auf den Müll schmeißen? Menschlicher Abschaum! So wie sein Erzeuger! In einem Holzverschlag neben dem Haus warteten Gartengeräte auf ihren Einsatz. Der Vorbesitzer des Anwesens hatte sie zurückgelassen. Kurzenschlossen griff sie nach dem Spaten, stach drei vier Erdschollen aus und schüttete den Inhalt des Glases in die kleine Grube. Kein Grabschmuck. Kein Gebet. Kein Moment des Innehaltens. Aus dem Auge – aus dem Sinn! Mit dem Spaten klopfte sie die gelockerte Erde fest. Das Glas landete in der Mülltonne. Sie hatte es eilig, wieder ins Haus zu kommen.

Von außen betrachtet wirkte die Nachbildung von Tenochtitlan altertümlich und originalgetreu wie zur Hochblüte der aztekischen Kultur im sechzehnten Jahrhundert. Modernste Satellitenübertragungstechnik und Server mit Verbindungen zum Darknet sorgten dafür, dass zahlende Abonnenten sich Fotos und Videos von Opferzeremonien und Folterungen anschauen konnten. Modern ausgestattete Wellnessoasen bescherten den Gästen angenehme Entspannung.

Im Fitness-Center mit Laufbändern und Kraftmaschinen stählte Ometeotl alias Stacie Ryder regelmäßig ihren Body. Ihren Oberkörper zierten straffe, weibliche Brüste sowie Sixpack und Armmuskeln wie bei einem gut durchtrainierten Mann. Zwischen den ebenfalls muskelbepackten Beinen hatte sie die Umwandlung vom Mann zur Frau nicht vollenden lassen. Über Jahre hinweg hatte sie geplante Operationen immer wieder verschoben. Nun, wo sie weltweit auf den Fahndungslisten stand, war es schwierig, eine Klinik zu finden. Im Gegensatz zu früher war die inzwischen Dreiunddreißigjährige mit ihrem Körper im Reinen.

»Stacie, kannst Du Dein Training mal kurz unterbrechen?«

Julio und Imelda standen neben dem Fitnessgerät, an dem Stacie gerade in liegender Position Gewichte stemmte. Sie hängte die Stange ein und richtete sich auf.

»Wow!«, meinte Julio anerkennend. »Du könntest an internationalen Bodybuilder-Wettkämpfen teilnehmen!«

Stacie trug lediglich Shorts sowie ein ärmelloses Trägershirt, das seitlich tief ausgeschnitten war. Imelda versetzte Julio einen leichten, aber spürbaren Schlag gegen seine Schulter. Sie hasste es, wenn ihr Lebensgefährte Stacie so anschaute.

»Was gibt es denn so Wichtiges?«, fragte Stacie und griff nach einem Handtuch, um sich den Schweiß aus dem Nacken zu wischen.

Julio hielt ihr ein Tablet hin. »Wir dachten, das könnte Dich interessieren.«

Stacie wischte mit dem Finger über das Display. »Georgina May!«, rief sie verzückt. »Sie verlässt ihre Deckung! Der Darknetserver in Deutschland! Unser Plan geht auf!«

»Abwarten!« Imelda war von Natur aus skeptisch. »Bestimmt wird sie auf dem Server nach Spuren suchen, die zu uns führen. Aber wie wird sie reagieren?«

»Ich kenne sie in- und auswendig.« Stacie formte ihre knallig rotbemalten Lippen zu einem Grinsen. »Sie denkt und handelt emotionslos und rational. Aber nur bis zu einem bestimmten Punkt. Wenn sie unter all den Daten das findet, was ich hochgeladen habe, wird sie durchdrehen.«

»Du meinst, sie wird ...?« Julio sprach die Frage nicht aus.

»Sie wird! Sollte ich mich in ihr getäuscht haben, werde ich einen anderen Weg finden.« Stacie gab Julio das Tablett zurück und ging Richtung Dusche. »Ich bringe Georgina hier her. Verlasst Euch drauf.«

»Du willst allen Ernstes nach Europa fliegen?«, wunderte sich Imelda. »Die verhaften Dich sofort bei der Einreise!«

»Meine Pässe sind perfekte Fälschungen. Damit komme ich durch jede Zollkontrolle. Hat in Afrika bisher auch funktioniert.«

»Bist Du sicher?« Julio legte seine Stirn in Falten. »Die europäischen Zollkontrollen sind effektiver.«

»No Risk, No Fun! Ich kann es kaum erwarten, dieses Luder zwischen die Finger zu bekommen! Das bin ich Nadja schuldig.«

»Nadja!«, entfuhr es Imelda und schaute zur Seite, als Stacie sich anschickte, ihr verschwitztes Shirt auszuziehen. »Sie ist seit drei Jahren tot. Schließ damit ab! Jeden von uns kann es erwischen. So ist das nun mal in unserem Business!«

»Georgina, diese Bitch! Sie hat Nadja in den Tod getrieben und ich musste dabei zuschauen!« Stacies Stimme überschlug sich. »Zweimal ist sie uns entkommen. Zweimal mussten wir ein Event stornieren und unseren enttäuschten Kunden viel Geld zurückbezahlen! Diesmal erwische ich sie! Ich kann es kaum erwarten, sie an einem unserer Opfersteine am Tempel hängen zu sehen! Du musst mir versprechen, ihr Herz ganz langsam rauszureißen.«

»Dazu muss sie erst einmal hier sein. Sie aus Europa nach Tenochtitlan zu schaffen, wird schwierig«, gab Julio zu bedenken und musterte Stacies zweigeschlechtlichen Körper. »Ferner musst Du Dich beeilen. Sie fliegt heute Nacht von Washington nach Frankfurt.«

»Wenn ich die Nachtmaschine von Mexico-City aus erwische, bin ich morgen in Frankfurt.« Stacie drehte das Wasser auf. »Wenn sie die Serverfarm hochnimmt, ist klar, wo ich sie finden kann. Ich werde sie in eine Falle locken. Ich weiß auch schon wie.«